

Nr. 247. Bromberg, den 31. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als aber die Tage verflogen, ohne daß dies Ziel erreicht war, befielen ihn Kummer und Ratlosigkeit. Seine Lage war keineswegs beneidenswert, und seine Gedanken nicht die erfreulichsten. Er war sich bewußt, arge Fehler begangen zu haben, und das trübte auch das Verhältnis zu seinen Vorgesetzten in Scotland Yard. Doch konnte er nicht sehen, wo eigentlich sein Unrecht lag. Es war ein verwünscht unberechenbarer Fall. Bei anderen Verbrechen gab es meist Anhaltspunkte in ausreichender Zahl, hier aber waren ihrer zu viele. Und sie wiesen nach verschiedenen Richtungen. Das war das Üble. Er wußte nicht einmal, ob in jener letzten Entdeckung, die so arg verspätet kam, endgültige Lösung lag. Nicht weil die Annahme, die beiden jungen Leute hätten um ihrer Liebe willen den Mord verübt, zuviel Zynismus barg, um sie glaubhaft zu machen. Er war auf den Wegen, die er beruflich ging, unglaublichen Dingen begegnet.

Nein, das war es nicht. Für ihn lag die Schwierigkeit darin, alle Einzelheiten des Falles in einheitliche Übersicht zu fassen. Und er nahm an, daß Charles und Sisily an jenem Abend nach Flint House gekommen waren, um zu verhüten, daß die Wahrheit über Sisilys Geburt aufkomme. Die Belege dafür waren unauffindbar. Worauf deutete das? Sisily wußte, daß sie im Uhrkasten aufbewahrt wurden und hatte dies Versteck ihrem Liebsten verraten. Im Streit um jene Papiere wurde Robert Turold niedergeschossen oder man erschoß ihn zuerst und riß die Uhr dann herunter, um zu sehen, ob das Belegmaterial darin stak. Nur Vermutungen bestanden ob der herabgestürzten Uhr und fügten sich zu fast allen bekannten Tatsachen, die den Mord betrafen.

In Anbetracht von Frau Brierlys Aussage schien es für die Aufklärung des Falles ungemein wichtig, an Stelle von Thalassa Charles Turold zu setzen als denjenigen, dessen ungebärdige Liebe zu Sisily ihn getrieben hatte, ihren Vater zu töten, um ihren Namen zu schützen. Auch war es immerhin glaubhaft, anzunehmen, daß er in Cornwall geblieben war, um ihre Flucht zu decken und Verdacht von ihr abzulenken. Hier war wiederum Thalassas Teilhabe an jenen Ereignissen rätselhaft und geradezu befremdend seine halsstarrige Verstocktheit, seitdem Argwohn gegen ihn bestand.

Welch ein Fall! Mit erneuter Kraft kam ihm das alles zu Sinn, als er einer anderen Angelegenheit wegen zwei Wochen später in Exeter weilte. Das war gute Gelegenheit für einen Abstecher nach Cornwall. Er benutzte sie und bestieg einen frühen Zug, der ihn in kurzer Zeit nach Penzance brachte. In unbestimmtem Drang, allein zu bleiben, hastete er durch die Stadt und schlug den Weg durch das Moorland ein.

Der Nachmittag sank, als er in Flint House ankam und an der wettergebeizten Tür den altmodischen Glockenzug in Bewegung setzte. Keine Antwort. Nochmaliges Läuten verhallte ungehört. Das war überraschend und unerwartet. Er fragte sich, ob wohl Thalassa und seine Frau fortgezogen seien. Dann merkte er, daß die Tür wohl verschlossen, nicht aber versperrt war. Nun hob er den schweren Klopfer und pochte laut. Da flog die Tür weit auf und er sah in die leere Halle, die er durchquerte, ehe er nun zu Robert Turolds Arbeitszimmer emporstieg. Eintretend sah er sich um. Unglaublich schmutzig und vernachlässigt war das Gemach. Alles von dicker Staubschicht bedeckt. Barrant schritt zur Uhr hinüber und betrachtete sie aufmerksam.

Welch böses Gesicht diese Haubenuhr hatte! Sie mochte in den zweihundert Jahren ihres Bestehens manch seltsames Bild gesehen haben. Das tiefere Rätsel war der geheime Zusammenhang zwischen der Uhr und dem Morde. Was hatte die Uhr stürzen gemacht, und warum war Robert Turold daraufgefallen, mit den gestreckten Händen auf dem Zifferblatt? Hinter der Dunkelheit, die diese beiden Fragen umgab, lag vollständige Klärung des Unverständlichen. Umsonst aber quälte Barrant sein Hirn, um die Ursachen zu ergründen.

Er sah im Zimmer umher. Sein Blick glitt über die Wände, die Holzfächer entlang, in welchen in langen Reihen Bücher standen. Dann streckte er die Hand. Langte einen Band herunter, dessen Titel ihn besonders ansprach: „Uhren aus allen Zeitaltern." Uhren!

Er las das Kapitel nach, das ihn interessierte: Haubenuhren. Doch als er eben die erste Seite wenden wollte, wurde die Stille im Zimmer von leisem Lachen unterbrochen, — ganz schwach klang es und starb gleich dahin. Erschrocken sah er auf. Seine Überraschung war nicht gering, als er Frau Thalassa erblickte, die von der offenen Tür her nach ihm schaute. Seltsam vorsichtig war ihr Augenausdruck, als sie nun auf Fußspitzen nähertrat und ihn flackernden Blickes betrachtete.

„Ich hörte Sie," lallte sie, „sah Sie hinaufgehen. Herr Thalassa war nicht im Hause, und ich hatte Angst, die Tür zu öffnen. Ich legte eben eine Patience, doch sie will nicht ausgehen."

Sie zeigte ihm ihre Schürze voll kleiner Karten, legte sie dann auf dem Tische aus und ordnete sie in Reihen.

Während Barrant sie betrachtete, schoß ein Gedanke ihm durch den Sinn. Wenn dies arme Geschöpf wieder soweit war, daß es zu seinen Karten zurückgefunden hatte, mochte es auch fähig sein, sich an die Ereignisse der Mordnacht zu erinnern. Er trat nah an sie heran. „Kann ich Ihnen helfen?" fragte er.

Sie nickte hilflos wie ein Kind, — ein Kind mit welkem Gesicht und grauem Haar.

Gemeinsam neigten sie sich über die Karten. Draußen strich eine Möwe schreiend am Fenster vorbei.

Das Spiel blieb unentschieden. Traurig glitten Frau Thalassas Blicke die Reihen entlang, dann nahm sie die Karten auf und mischte von neuem.

„Können Sie noch andere Patiencespiele?" fragte Barrant.

Sie schüttelte den Kopf.

„Dann ist dies das Spiel, das Sie an jenem Abend spielten?"

„An welchem Abend?" flüsterte sie.

„Am Abend, da Herr Turold ermordet wurde."

„Ich will nicht daran denken, — es schreckt mich."

So entsann sie sich also! Ihr Gesicht wurde fahl, doch ihr Blick war lebendig und hing an dem seinen.

„Hören Sie mich an" — er sprach sehr freundlich, — „ich will Sie von Furcht und Schrecken befreien, doch um das zu können, muß ich mit Ihnen von jenem Abend sprechen. Verstehen Sie mich?"

Die Güte in seinen Worten schien an ihr schwaches Bewußtsein zu dringen, und sie betrachtete ihn ernsthaft.

„Wollen Sie sich Mühe geben, nachzudenken?"

Sie nickte zitternd.

„Wie spät war es, als der Krach von oben kam? Überlegen Sie gut!"

Es war ersichtlich, daß sie angestrengt nachsann.

„Ich weiß nicht", sagte sie schließlich.

„Denken Sie nochmals. Sie spielten gerade Patience, — das Spiel, das Sie mir eben zeigten?"

Ihr Blick wanderte zu den Karten auf dem Tisch. „Ja", sagte sie.

„Um welche Zeit fingen Sie an, — wissen Sie das?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich glaube, auf der Kirchenuhr war es halb neun, als ich mein letztes Spiel begann. Zu der Zeit war ich allein in der Küche. Und eben war das Spiel ausgegangen, da hörte ich einen Krach —"

Mit schmerzlichem Seufzer brach sie jäh ab und warf einen schreckvollen Blick auf die Haubenuhr an der Mauer.

„Nur ein Spiel?" Mißtrauisch sah Barrant nach seiner Uhr. „Sie meinen zwei, nicht wahr?"

Wie in Abwehr schüttelte sie abermals den Kopf. „Nein", rief sie erregt, „eines, nur eines!"

Noch einen Blick warf Barrant auf die Uhr, die er immer noch in der Hand hielt. „Wissen Sie bestimmt, daß es nicht zwei Spiele waren?" drängte er.

„Nein, nein — eines". Erregt war sie aufgesprungen.

„Nun gut, — dann eines", beschwichtigte Barrant. „Nur eines. Erzählen Sie weiter."

Doch sie zu beruhigen, war es nun zu spät. Sie warf einen wilden, geängstigten Blick hinter sich. Dann stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, dessen Widerhall verblieb, als sie bereits verschwunden war. Barrant hörte, wie sie gleich darauf laut schwatzend und lachend die Treppe hinunterstieg.

Was bedeutete das alles, — was diese letzte Szene? Das so stürmisch beendete Patiencespiel hatte eine halbe Stunde gedauert. Er hatte genau die Zeit beachtet. Und doch behauptete Frau Thalassa, sie habe in der Mordnacht nach halb neun nur ein einziges Spiel gespielt. Wenn er es wagte, diese Berechnung gelten zu lassen, stand unerwartet eine Möglichkeit offen. Zwar — ein unzurechnungsfähiges Weib. Eine Närrin. Aber vielleicht eben aus diesem Grunde.

Wenn aber —

Sein Blick, der gleichgültig auf das vor dem Fenster ausgebreitete Meerespanorama hinabsah, fiel auf die Gestalt eines Mannes, der den Klippenweg nächst dem Mondsfels heraufgeklettert kam. Aus tiefem Sinnen gescheucht, sah Barrant seinem Vorwärtsdringen zu. Nun hatte er die Höhe erreicht und stand weithin sichtbar oben auf den Klippen. Über alle Maßen erstaunt, sah Barrant auf ihn nieder. Der Vorwärtsschreitende war Charles Turold.

30. Kapitel.

Barrant eilte aus dem Zimmer an das Haupttor hinab. Von der geöffneten Tür aus sah er Charles Turold in der Richtung auf das Haus näherkommen, und rasch lief er auf den Kiesweg hinaus, ihm den Weg zu versperren.

Charles schritt ruhig weiter, als wäre nichts da, wovor er zurückweichen müßte. Sein Blick haftete furchtlos an der ihm entgegentretenden Gestalt. Barrant war verblüfft. Er hatte einen Fluchtversuch erwartet, nicht aber den befriedigten Gesichtsausdruck, den er an dem anderen wahrnahm. Nie vorher hatte er einen Mann gesehen, den die Aussicht auf Verhaftung freudig stimmte. Die Wahrnehmung war ihm so überraschend, daß er Charles entgegenging und eine Hand auf seinen Arm legte.

„Ich nehme an, Sie wissen, daß die Polizei Sie sucht?" fragte er.

„Es ist mir bekannt", war die ruhige Erwiderung. „Ich stehe im Begriff, mich selbst zu stellen."

„Kehrten Sie zu diesem Zweck nach Cornwall zurück?" Der Detektiv warf neuerlich einen verwunderten Blick auf ihn.

„Ich kehrte zurück, um zu versuchen, die Wahrheit zu finden."

„Die Wahrheit worüber?"

„Über den Tod meines Onkels."

„Und fanden Sie sie?"

„Ich fand sie."

„Behaupten Sie wirklich, mir die Wahrheit zu sagen?"

„Ja."

Barrants Überraschung ließ ihn einen Augenblick schweigen, dann aber, als er sprach, kamen die Worte schneidend hervor.

„Es ist meine Pflicht, Sie zu warnen —"

„Kein Grund dafür", unterbrach Charles rasch. „Ich weiß, was immer ich für Angaben machen werde, man wird sie zu Protokoll nehmen, sie gegen mich gebrauchen. Das ist so gebräuchlich, — nicht wahr? Gehen wir ins Haus — meine Geschichte wird wohl längere Zeit brauchen." Dies letzte klang mehr wie ein Befehl als wie eine Bitte.

Unwillkürlich wandte Barrant sich um und schritt mit ihm zurück. Schweigend gingen sie nach dem Haus, und Charles Turold war es, der den anderen in das Empfangszimmer führte.

„Hier begann es", murmelte er und blickte durch den öden Raum, „drum soll die Wahrheit auch am gleichen Ort ans Licht gebracht werden."

„Vorausgesetzt, daß es die Wahrheit ist", ergänzte der andere. Charles antwortete nicht. Sie waren einander Auge in Auge gegenüber gestanden. Nun aber zog er einen Sessel an den Tisch und setzte sich. Barrant ging an die Tür und versperrte sie, ehe er neben ihm Platz nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Herz, das zersprungen.

Von Arno Holz †.

Den Menschen fernab
in Samt und in Trauer,
liegt einsam ein Grab,
ein Grab an der Mauer.

Kein Marmorstein deckt
den sinkenden Hügel,
doch drüberhin reckt,
ein Baum seine Flügel.

Ein Christuskreuz steht
aus blühendem Flieder,
und manchmal auch kniet
ein Weib davor nieder.

Und gestern, als sacht
ich vorübergegangen,
da gab ich drauf acht,
was die Vögel dort sangen.

Ich lauschte und sieh,
da war es die alte,
die Schmerzmelodie,
die noch niemals verhallte:

Ein Baum, der verblüht,
ein Ton, der verklungen,
ein Stern, der verglüht,
ein Herz, das zersprungen!

Aus dem „Buch der Zeit" (J. H. W. Dietz Verlag, Berlin.)

Die Brosche.

Skizze von Paula Gura-Ewald.

Ewald Berten gehörte zu jenen Menschen, welche unliebsame Geschehnisse ganz aus ihrem Gedächtnis ausschalten können, als hätten sie niemals für sie bestanden. So machte er damals, als sein junges Weib von ihm gegangen war, einen Strich unter sein bisheriges Leben und bildete sich ein, nie verheiratet gewesen zu sein. Ausgelöscht schienen die Sonnenstunden, die ihm die begabte, schöne Frau geschenkt, vergessen die Jahre wundervollen Genießens an ihrer Seite im blühenden Süden. Sie wollte nicht mehr. Gut. Mochte sie sehen, wie es ihr ferner erging. Er sie bitten? Auch nur ein Wörtchen vorbringen, das sie hielt oder glauben machte, ihr Gehen verursache ihm Schmerz? Nein! Und so war sie gegangen. Wie ein Lichtstrahl aus seinem Leben geglitten, das plötzlich im Schatten lag. Strich drunter. Punktum. Die Sonne würde schon mal wieder irgendwo oder durch irgendwen aufgehen.

Aber sie war nicht aufgegangen. Er fühlte das mit jedem Tage mehr, aber er gestand es sich nicht ein. Höchstens war er im Laufe der vielen Jahre zu der Erkenntnis gelangt, daß Ella nicht hätte fort zu gehen brauchen. Was lag denn eigentlich vor? Gar nichts. Sie hatten sich lieb gehabt, und er war ihr auch treu gewesen. Freilich nicht so, wie sie es wollte. Er war eben ein Künstler. Man mußte seine Freiheit haben auch anderen schönen Frauen gegenüber. Das begriff sie nicht. Und dann . . . sie war klüger als er. Das paßte ihm nicht. Daß sie immer nur nach dem Höchsten in der Kunst griff, während er lieber das Lustige sah oder las, so etwas Leichtgeschürztes auf der Bühne und in Büchern. Er war eben mal so, und sie kannte doch auch seine Bilder, mit denen er sich die Welt erobert hatte. Die meisten Menschen bevorzugten eben das. Sie aber rümpfte das Näschen und wollte ihn ändern. Und das ärgerte ihn, machte ihn ungerecht.

Jahrelang trieb er sich in der ganzen Welt herum. Ersatz fand er nicht. Merkwürdigerweise weilte er mit seinen Gedanken immer mehr in seiner Kindheit, die im Hause angesehener Eltern unendlich sonnig gewesen war. Einmal besuchte er seine Heimatstadt. Er redete sich vor, daß er nur wegen des Grabes seiner Eltern hinfuhr. Am meisten aber zog es ihn zu dem Gotteshaus, in dem er mit Ella den Bund fürs Leben geschlossen hatte. An dieser Stelle wollte er noch einmal stehen. Und wie er dann an dem Hügel saß, unter dem seine Eltern schon so lange schlummerten, sah er die elterliche Wohnung greifbar deutlich vor sich, die lichterfüllten Zimmer, die kostbaren Bilder und Teppiche und in der Mitte des größten Raumes den herrlichen Blüthner, den die Mutter mit virtuoser Kunst gemeistert. Als kleiner Bube hatte er immer auf dem Flügel gesessen und dem Singen und Klingen gelauscht, das da durch der Mutter Spiel unter ihm anhob. Dabei sah er sie so gern, und namentlich fesselte die Brosche, die ihr Kleid am Halse zusammenhielt, seinen Blick: Eine schöne Frauengestalt wand ihre Hände um einen dunklen Männerkopf, der sich gegen ihre Knie schmiegte. Der träumende Mann am Grabe fühlte noch den Eindruck in sich nachzittern, den dieses Bild jedesmal auf ihn gemacht hatte. Wo war jene Brosche geblieben? Wer hatte sie genommen? Eine doppelte Reihe echter, kleiner Perlen umrahmte sie. Jedem fiel diese Kostbarkeit auf. Im Testament war sie nicht erwähnt, und als Ewald nach der Mutter Tod den elterlichen Haushalt auflöste, dachte er gar nicht an die Brosche. Desto mehr beschäftigte sie ihn jetzt nach so vielen, vielen Jahren. Wie er sie nur hatte vergessen können!

Gedankenverloren stand er auf und ging mit gesenktem Kopf nachdenklich den schmalen Kiesweg hinunter, der zum Hauptweg des Friedhofs führte. Ein Frauenkleid leuchtete auf. Flüchtig hob er den Blick. Die Brosche . . .

Narrte ihn seine Phantasie? Diese junge Fremde . . . wie kam sie zu seiner Brosche? Fassungslos starrte er immer nur auf das Kleinod, welches die weiße Bluse des Mädchens zusammen hielt und sich unter dessen ängstlichen Atemzügen schnell hob und senkte. „Um des Himmels willen", stotterte jetzt das junge Ding heraus, „ist Ihnen nicht gut? Oder habe ich etwas an mir?" Dabei bedeckte es unwillkürlich die so scharf gemusterte Brosche mit der einen Hand.

„O, nicht zudecken", bat Ewald sanft, „nicht zudecken! Ich habe sie ja solange nicht gesehen. Gönnen Sie mir den Anblick noch ein Weilchen!" Das Mädchen sah ihn fragend an, indem es langsam die Brosche seinen Blicken freigab. Er schaute und schaute. Die Welt ringsum versank. Er war wieder der kleine Knabe auf dem Flügel, hörte das Singen und Klingen unter sich und sah in das Antlitz seiner schönen Mutter, deren Kleid von dieser kostbaren Brosche zusammen gehalten wurde. Und ein Zittern kam über den Mann, und ein Schluchzen rang sich aus seinem einsamen Herzen, daß er die weinenden Augen in den Händen verbergen mußte. Mitleidig stand das junge Mädchen neben dem Erschütterten. Leise legte es die schmale Hand auf seine Schulter. „Vielleicht haben Sie meine Großmutter gekannt, lieber Herr. Sie soll die Brosche täglich getragen haben."

„Ihre . . . Großmutter?"

„Ja doch, die Baronin Berten. Kannten Sie sie vielleicht? Dort, wo die weißen Rosen stehen, da ist ihr Grab."

Ewald starrte dem Mädchen fassungslos ins Gesicht. „Kind!" preßte er dann heraus, „Kind, Du . . . Du . . . heißt?"

„Erika Berten, des berühmten Malers Tochter. Kennen Sie nichts von ihm?"

„Ob ich etwas von ihm kenne? Recht gut sogar, wie ihn selbst. Wie . . . wie . . . geht's . . . ihm denn eigentlich?" Er zwang sich zu einem gleichgültigen Ton.

„Aber, mein Herr, wenn Sie ihn kennen, dann . . ."

„Was . . . dann . . .?"

„Dann werden Sie doch auch wissen, daß er leider . . ."

„Ach so . . . daß er seit Jahren so gut wie verschollen ist. Ja, ich bin etwas verworren. Vergesse alles. Hatte sogar vergessen, was das Natürlichste von der Welt ist, daß meine Frau wahrscheinlich die Brosche von der Baronin . . . ja, ja, die liebten sich ja sehr . . . und meine, meine . . ."

„Ihre Frau? Erlauben Sie, die Brosche hat meine Mutter von der Baronin Berten selbst bekommen."

„Kleines Fräulein, die Baronin Berten war meine Mutter und . . ."

„. . . und . . . ja, dann . . . dann . . . wäre ja meine Mutter . . . die wäre . . . ja dann . . ."

„Meine Frau, liebes Kind."

„Und ich? Und Sie . . .? Die Blumen, die sie der Großmutter ans Grab bringen wollte, fielen zur Erde, zwei Arme schlangen sich um seinen Hals, und ein seliges „Vater!" entrang sich ihren Lippen. „Gütiger Himmel, daß ich dich gefunden habe! Daß ich dich ihr bringen darf!"

„Glaubst du, sie wird sich freuen?"

„Vater!" Alles, was er hören wollte, lag in diesem einen Wort. Arm in Arm traten sie an das Grab der Baronin, und Ewald fühlte erst jetzt in der Nähe des liebreizenden, warmherzigen Kindes seine jahrelange Sehnsucht und Einsamkeit.

A wie Albert usw.

Von Eugen Isolani.

Ein junger Freund von mir erzählte mir kürzlich schmerzlich bewegt von einem Liebeserlebnis mit sehr traurigem Ausgang, das ihm noch immer peinvolle Tage und Nächte bereite. Er berichtete mir so:

Als der Winter jüngst die Kaprice hatte, sich so freundlich wie der Frühling zu gebärden, machte ich einen Spaziergang in den Grunewald. Da traf ich sie — — ein allerliebstes, süßes Mädel. Wie sie aussah? Selbstverständlich ganz entzückend; so entzückend, daß ich sofort in sie bis über beide Ohren verliebt war und mich kurz entschlossen in ihren allerliebsten Arm einhängte, was sie, ebenso kurz entschlossen, geschehen ließ.

Da ich weiß, wie man in solchem Falle sich zu benehmen hat, um den kleinen, süßen Mund solch eines reizenden Kindes gesprächig zu machen, schlug ich vor, daß wir irgendein Lokal aufsuchten, und fragte die Kleine, ob sie lieber ins Restaurant von Steivensand gehen wolle, wo es sehr gutes Bier gäbe, oder in die Konditorei von Aumüller, wo man herrliche Schlagsahne erhalte.

„Zu Aumüller", antwortete sie. A wie Albert, U wie Ulrich, M wie Martin, Ue wie Uechtritz, L wie Leopold, L wie Ludendorf, E wie Emil, R wie Robert."

„Gehen wir zu Aumüller", sagte ich. „Aber, mein lieber Schatz, weshalb buchstabierst du mir denn die Namen?"

„Das bin ich so gewohnt", sagte sie, „ich bin nämlich Telephon-Fräulein im Warenhaus von Hahnke, H wie Hugo, A wie Adolf, H wie Hermann, N wie Norbert, K wie Klara, E wie Eduard. Seit zwei Jahren buchstabiere ich am Telephon täglich etwa zweitausend Namen. Da ist mir das so zur Gewohnheit geworden, daß ich überhaupt keinen Namen mehr aussprechen kann, ohne ihn zu buchstabieren. Merkwürdig, nicht?"

„Ja", erwiderte ich, „und ich finde das sehr entzückend."

„Ja", meinte sie, „das haben mir schon so viele gesagt."

Und ich bin überzeugt, daß die vielen, die das ganz entzückend fanden, aus vollster Überzeugung dies versicherten. Denn man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß es einer der herrlichsten Genüsse war, der lieben kleinen Fee in die süßen Augen und auf das liebe Plappermäulchen zu sehen, und das konnte man ganz ungestört. Denn als ich das süße Mädel nach dem Namen fragte, und die Kleine mir antwortete: „Adelheid Wassermännchen — A wie Amalie usw. usw." hatte ich eine ganze halbe Viertelstunde während des Buchstabierens Zeit, sie nur bewundernd anzublicken. Und da sie, während sie zwischen Bergen von Schlagsahne mir vorplauderte von ihrem großen Bruder Rudolf — R wie Richard usw. — und ihrer Tante Christine Heisterbach — E wie Carl, H wie Heinrich usw. —, brauchte ich, während sie buchstabierte, nur zuzuhören und zuzuschauen und nur ganz wenig zu sprechen.

Ach, waren das selige Stunden! Und diese dankte ich vor allem Adelheids unüberwindlicher Gewohnheit, jeden Namen zu buchstabieren. Aber leider war diese Gewohnheit auch die Ursache meines jetzigen tiefen Seelenkampfes.

„Weshalb?" fragte ich. Und mein Freund berichtete weiter:

„Adelheid Wassermännchen mußte nach Hause; sie wohnte nicht bei ihren Eltern, die in Tarnowitz — T wie Traugott usw. — leben, hatte keinen Hausschlüssel und wollte plötzlich mit der Elektrischen davonfahren. In aller Eile brach sie auf, ehe ich recht zur Besinnung kam. Sie wollte dafür meine Begleitung nicht annehmen.

„Da fährt die Bahn!" rief sie, und eilte davon, ich hinter ihr her.

„Aber wo wohnst du, Schatz?!" rief ich ihr nach.

Sie nannte einen Namen und buchstabierte: „A wie Anna, L wie Ludwig, E wie Ernst, X wie Xantippe, A wie Arthur, N wie Nathan D wie David — —". Dann aber war bereits die Elektrische so weit gefahren, daß ich, trotzdem ich eiligst hinterher gelaufen war, nichts mehr vernahm. Und dann weiß ich nicht, ob sie Alexanderstraße oder Alexandrinenstraße wohnt und welche Hausnummer sie hat. Mit dem Buchstabieren ihrer vollständigen Adresse war sie wohl erst fertig, als sie die Bahn verlassen hatte und eine halbe Meile von mir entfernt war. — —

So hatte mir der junge Freund berichtet.

Und seit jenem Abend irrt er abwechselnd in der Alexander- und in der Alexandrinenstraße umher und fragte jedermann dort, ob ihm eine Adelheid Wassermännchen bekannt sei, A wie Anton, D wie Daniel und so weiter.

Und wenn er sich müde gelaufen und den Mund vom Buchstabieren „fuselig" geredet hat, dann schlägt er sich an die Brust und sagt: „Ich bin ein Esel — E wie Emil, S wie Samuel, E wie Eduard, L wie Ludwig."

Mein junger Freund ist nämlich inzwischen selbst von der Buchstabierwut befallen worden.



Bunte Chronik



* **Die Deputierten wollen nicht mehr karikiert werden.** Bisher war es eine durch jahrzehntelangen Brauch geheiligte Sitte, daß die Karikaturisten der Pariser Blätter sich in der großen Wandelhalle der Deputiertenkammer aufstellten, Block und Stift in der Hand, und Zeichnungen von den Abgeordneten entwarfen, die gerade im Mittelpunkt des politischen Interesses standen und dort an ihnen vorüber defilierten. Manchmal vollführten die Stifte ein wenig gewagte Sprünge, und die Karikaturen, die entstanden, waren nicht immer nach dem Geschmack der würdigen Volksvertreter. So kam es, daß sich verschiedene Abgeordnete beim Präsidium über die bösen Zeichner beschwerten, und kürzlich wurde diesen jede Tätigkeit in der Wandelhalle untersagt: „Wenn Sie unbedingt Karikaturen von den Deputierten entwerfen wollen, so bedienen Sie sich eben als Vorlage eines Lichtbildes." An sich war dieser Wunsch menschlich zu verstehen, wenn auch die Parlamentarier durch ihren Eintritt in die Kammer zu Gestalten der Zeitgeschichte geworden und des Schutzes vor Karikaturen verlustig gegangen sind. Aber die Bilder, die den Zeichnern nun als Vorlagen zugingen, konnten diesen in keiner Weise genügen, denn eitel, wie nun einmal jeder ist, besonders wenn er im Palais Bourbon sitzt, ließen die Volksvertreter den Karikaturisten Photographien zukommen, die vor zehn oder noch mehr Jahren aufgenommen waren und in keiner Weise mehr ihrer augenblicklichen Behäbigkeit oder Kahlköpfigkeit entsprachen. Sie zeigten vielleicht noch einen schwarzlockigen Adonis, während ihr lebendes Ebenbild jetzt schon ein älterer Herr mit sorgendurchfurchtem Antlitz ist, dem die Politik die letzten Haare vom Kopfe fraß. Die Zeichner empörten sich mit Recht hierüber und erklärten, ein Arbeiten unter diesen Umständen sei unmöglich. Der Verband der Zeichner hat deshalb die Absicht, sich beim Ältestenausschuß über die Verordnung des Präsidiums zu beschweren, und schon heute sind es bestimmt nicht die würdigen Parlamentarier, welche die Lacher auf ihrer Seite haben.

* **Siamesische Zwillinge in Lettland.** Ein bekannter Frauenarzt in Riga wurde vor kurzem nachts geweckt und mußte nach auswärts fahren, um bei einer komplizierten Geburt Hilfe zu leisten. Die Frau, die im Wochenbett lag, war bereits Mutter von 16 Kindern, von denen 14 am Leben waren und sich der besten Gesundheit erfreuten. Diesmal waren es Drillinge, von denen zwei Mädchen als zusammengewachsene Zwillinge zur Welt kamen. Das unglückliche Zwillingspaar hatte zwei Köpfe, vier Arme und vollständig verschiedene Körper. Dagegen nur einen Magen und drei Beine. Das Zwillingspaar starb 5 Tage nach der Geburt. Der Geburtshelfer unterrichtete die gynäkologische Abteilung der lettischen Universität, die das seltsame Zwillingspaar als einzig dastehendes Naturkuriosum für das ärztliche Museum erwarb.

* **„Macbeth" nicht von Shakespeare?** Der englische Romanschriftsteller George Moore überrascht die Öffentlichkeit mit der Entdeckung, daß „Macbeth" zu einem erheblichen Teile nicht aus der Feder des berühmten Dichters stamme, sondern daß auf Verlangen eines Theaterdirektors, dem das Drama in seiner ursprünglichen Gestalt zu „zahm" erschien, nachträglich ein großes Stück von einem Unbekannten hinzu gedichtet sei. Es handelt sich besonders um die dritte Szene des zweiten Aktes, in der Banquo auf offener Bühne ermordet wird, ferner um den folgenden Auftritt, in dem die Mörder Macbeth die Nachricht von dem gewaltsamen Tode Banquos und der Flucht seiner Tochter bringen. Danebe nspricht angeblich ferner der Wortlaut der beiden Szenen für die Richtigkeit der Mooreschen Auffassung. Man wird natürlich erst weitere genauere Beweise abwarten müssen.

* **Eine Neger-Universität in Afrika.** Während die Neger in den Vereinigten Staaten längst ihre eigene Universität besitzen, mußten sich ihre Rassegenossen in der afrikanischen Heimat bisher ohne eine solche behelfen. Dem Mangel ist unlängst abgeholfen worden; in der Hauptstadt des englischen Uganda, Kompala, wurde die erste afrikanische, ausschließlich für Schwarze bestimmte Universität eröffnet. Da eingeborene Professoren noch nicht zur Verfügung stehen, hat man sich einstweilen englische Lehrer holen müssen. Die Vorlesungen erstrecken sich auf Medizin, Tierheilkunde, Arzneikunde, Philologie, Theologie und Landwirtschaft; sie erfolgen in Kisuaheli, das in ganz Mittelafrika verstanden wird. Im ersten Semester haben sich bereits über dreihundert schwarze Musensöhne immatrikulieren lassen. Sollte dieser erste Versuch erfolgreich sein, so dürften bald auch in anderen Teilen Afrikas Negerhochschulen eingerichtet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.